



Allgörisches Blatt.

Nr. 51.

Samstag

den 19. December

1829.

T a m a n g o .

(Beschluß.)

Über noch lebt Ledour, hat nichts von seinem Muth verloren. Er sieht in Tamango die Seele der Verschwörung und stürzt, ihn zu fällen, mit dem Säbel in der Hand heran. Tamango wirft sich ihm entgegen, mit einer Flinte bewaffnet, die er wie eine Keule am Laufe hält. So begegnen sie sich auf einer der schmalen Brücken, welche die beiden Castelle verbinden. Tamango führt den ersten Streich, aber Ledour weicht ihm aus, und die Muskete zerschmettert sich am Boden. Mit teuflischem Gelächter hebt Ledour den Säbel, um den wehrlosen Feind niederzuhauen. Aber Tamango ist so behende wie der Panther. Er stürzt sich in die Arme des Gegners, packt die mit dem Säbel bewehrte Faust. In dem fürchterlichen Ringkampf fallen beide Streiter zu Boden; der Africaner liegt unten. Aber ohne los zu lassen, drückt Tamango den Capitain fest an sich, und verbeißt sich wie ein wüthendes Thier in dessen Kehle, daß das Blut hervorströmt, wie unter dem Zahn des Löwen. Die Waffe entfällt der Hand des Verwundeten; Tamango ergreift sie, springt mit blutigem Munde auf, und durchbohrt zu wiederholten Malen den halbtodten Feind mit Siegesgeschrei. Der Ausgang des Treffens war nicht mehr zweifelhaft. Vergebens versuchte die Handvoll Matrosen das Mitleid der Empörer zu erregen; alle wurden unerbittlich hingeopfert. Der Lieutenant starb einen ruhmvollen Tod. Er hatte sich zu einer der Drehkanonen zurückgezogen, die man mit Kartätschen ladet. Mit der einen Hand richtete er das kleine Geschütz, mit der andern vertheidigte er sich so gut, daß er eine Menge von Negern um sich versammelte. Als-

dann, das Kanonenschloß losdrückend, riß er unter den Feinden eine breite Gasse voll Todter und Verwundeter auf, und wurde im nächsten Augenblicke in Stücke gehauen. — Kaum war der zerfetzte Leichnam des letzten Weißen in's Meer geworfen, als die in Rache und Blut gesättigten Neger die Augen nach den Segeln des Schiffs erhoben, die von frischem Winde gebläht, noch den Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger trotz ihrem Triumph nach dem Land der Sklaverei zu bringen schienen. „So ist denn noch nichts geschehen,“ sagten sie traurig unter einander; „wird wohl dieser große Fetisch der Weißen uns nach dem Vaterland zurückbringen wollen, da wir doch seiner Herren Blut vergossen?“ Da meinten Einige, Tamango würde ihm zu befehlen wissen, und sogleich riefen alle Stimmen Tamango. Er eilte eben nicht zu kommen. Man fand ihn in der Kajüte, aufrecht auf des Capitains blutigen Säbel gestützt. Zerstreut und nachdenklich reichte er seinem Weib Nyche, das vor ihm auf den Knien lag, die Hand zum Küssen. Die Freude des Siegers schien von einer düstern Ungewissheit bezwungen. Weniger roh und stumpf als seine Gefährten fühlte Tamango wie schwierig seine Lage. Endlich erschien er auf dem Verdeck, und heuchelte tiefe Ruhe. Hundert Stimmen forderten ihn auf, des Schiffes Lauf zu ändern, und er näherte sich dem Steuerruder langsam, als ob er den Augenblick verzögern wollte, der über seine Macht und Gewalt zu entscheiden hatte. Es hatte im ganzen Schiffe keinen Neger gegeben, der so dumm gewesen wäre, nicht zu bemerken, daß des Steuers Rad und die gegenüber stehende Büchse mit dem Glasdeckel einen Einfluß auf die Bewegungen des Fahrzeugs hatten, aber der Mechanismus war allen ein großes Geheimniß geblieben.

Tamango betrachtete den Compaß lange, bewegte die Lippen, als ob er die Zeichen desselben ablöse, legte die Hand an die Stirne, und nahm die nachdenkliche Haltung eines Mannes an, der etwas Großes im Kopfe berechnet. Die Neger umgaben ihn, mit offenem Munde und aufgerissenen Augen, und folgten ängstlich seiner kleinsten Bewegung. Endlich, mit jener Mischung von Furcht und Zuversicht, welche die Dummheit verleihet, gab er dem Rad des Steuerers mit einem Male einen heftigen Schwung. Und wie ein stolzes Pferd, das sich unterm Sporn seines unbesonnenen Reiters bäumt, sprang die schöne Brigg in Fluth und Wellen zurück bei diesem unerhörten Manoeuvre, als ob sie sich erzürnt, mit ihrem unwissenden Steuerer in Abgrund begraben wolle. Richtung und Gleichgewicht waren plötzlich verloren; das Schiff legte sich wie vom Sturm geschleudert auf die Seite; seine langen Raaen tauchten in das Meer; mehrere Neger wurden umgeworfen, andere über Bord gestürzt. Noch einmal erhob sich das Schiff stolz, um mit der Fluth zu kämpfen. Der Wind drehte es jedoch im Wirbel, und plötzlich stürzten mit schrecklichem Getöse die beiden Masten zerschmettert nieder, und warfen über das Verdeck ihre Trümmer und das schwere Netz ihrer Taue. Die erschrockenen Neger flohen unter die Lücken, heulend vor Schreck und Angst; da indessen der Wind sich nicht mehr fangen konnte, stieg das Schiff wieder auf und ließ sich sanft von den Wellen schaukeln. Die Muthigsten der Schwarzen räumten die Trümmer von dem Verdeck. Tamango stand unbeweglich, an das Compaßhäuschen gelehnt, und verbarg sein Gesicht in seiner Hand. Apye kauerte neben ihm und wagte nicht ihn anzureden. Nach und nach näherten sich ihm die Neger; ihr Murren wurde bald zu einem Gewitter von Vorwürfen und Beleidigungen. „Treuloser Betrüger!“ riefen sie; „Du allein bist an unserm Elend Schuld; Du hast uns an die Weißen verkauft; Du hast uns gezwungen gegen sie zu fechten; Du hast Deine Wissenschaft gerühmt und uns versprochen, nach der Heimath zu steuern. Unsinnige, daß wir Dir glaubten! Wir wären jetzt schon Alle zu Grund gegangen, weil Du den Fetisch der Weißen beleidigt hast.“ — Tamango erhob stolz das Haupt und die Schwarzen wichen eingeschüchtert zurück. Er nahm zwei Flinten von der Erde, winkte seinem Weib ihm zu folgen, schritt durch die Menge, die ihn durchließ, und begab sich nach dem Vordertheil des Schiffes. Hier verschanzte er sich hinter leeren Fässern und Brettern, und setzte sich in diesem Bollwerk fest, über welches die Bajonnette seiner beiden Gewehre hervorragten. Man ließ ihn in Ruhe. Einige der Empörer weinten, Andere beteten mit gerungenen Händen zu ihrem Fetisch und

dem der Weißen; Andere knieend vor dem Compaß, dessen unaufhörliche Beweglichkeit sie bewunderten, steheten ihn an, sie in's Vaterland zurückzuführen; wieder Andere legten sich in stumpfer Verzweiflung dem Verdeck nieder. Heulende Weiber und Kinder und vierzig ächzende Verwundete vermehrten noch das Geräusche des Auftritts. Plötzlich erscheint ein Neger auf der Treppe zum Verdeck; sein Gesicht strahlt vor Freude; er verkündet, daß er den Ort entdeckt, wo der Branntwein des Schiffes liegt, und seine Freude wie seine Gebarden beweisen hinlänglich, daß er ihn schon versucht hat. Da laufen alle diese Unglücklichen zu den Fässern, und machen sich trunken, und tanzen und lachen dann auf dem Verdeck, und überlassen sich allen Ausschweifungen des thierischen Rausches, während die Sterbenden dahin schmachten, und die Verwundeten vergebens nach Hülfe ächzen. So verging die Nacht; beim Erwachen fand sich die Verzweiflung wieder ein. — Viele der Verwundeten waren in der Nacht verschieden; Leichname schwammen um das Schiff; die See ging hohl und voll Nebel hing der Himmel. Da wurde berathschlagt. Einige sogenannte Zauberer versuchten ihre ohnmächtigen Beschwörungen. Alles half nichts. Man kam wieder zu Tamango, dem Klügsten unter Allen zurück. Tamango war taub gegen alle Bitten, denn in der Nacht, während des allgemeinen Rausches hatte er sich einen Vorrath von Zwieback und eingesalzene Fleisch gemacht, und meinte, allein die Zukunft abwarten zu können. — Den Uebrigen blieb der Branntwein. Sie betranken sich, träumten von Afrika, von den Gummiväldern, den heimathlichen Strohdächern, von den Baobabs, die ein ganzes Dorf unter ihren Schatten beherbergen. Mehrere Tage vergingen so. Sie schrien, sie weinten, rissen sich die Haare aus, beiratschten sich dann und schliefen. Dann starben Mehrere am Uebermaß des Getränks; Andere warfen sich in's Meer oder erdolchten sich. Eines Morgens kam Tamango aus seiner Schanze und näherte sich dem zersplitterten Mast. „Selaven!“ sagte er; „der Geist hat mit mir geredet, und mir gesagt, wie Ihr zu retten seid. Zwar verdiente Euer Andank meine Hülfe nicht, aber ich habe Mitleid mit den heulenden Weibern und Kindern. Ich vergebe Euch. Hört mich jedoch an.“ Alle Neger bückten sich ehrfurchtsvoll und tiefe Stille trat ein. Er fuhr fort: „Die Weißen kennen zwar allein den Zauberspruch, der diese großen hölzernen Häuser bewegt; aber wir verstehen, jene leichten Barken zu führen, die unsern Canots gleichen.“ Er zeigte auf die Schaluppe und die Kähne der Brigg. „Wenn wir diese mit Lebensmittel füllen, hineinsteigen und mit dem Winde rudern, so wird unser Gott uns schon an unsere Küsten führen.“ Man glaubte

ihm, obgleich sein Vorhaben das unsinnigste war. Mit dem Compaß und dem Himmelstriche unbekannt, konnte er nur auf's Gerathewohl in die See hineinrudern. Er bildete sich jedoch ein, daß er bei einer von Schwarzen bewohnten Küste endlich landen müsse, denn seine Mutter hatte ihm gar oft erzählt, daß die ganze Erde den Negern gehört, und die Weißen nur auf ihren Schiffen leben. Bald war Alles zur Einschiffung bereit; jedoch war die Schaluppe und ein Kahn allein dienstfähig. Wie sollte man achtzig noch lebende Neger unterbringen? Man mußte die Verwundeten und Kranken zurücklassen. Die Meisten von diesen verlangten getödtet zu werden, ehe man sie ihrem Schicksal überantwortete. Die übermäßig beladenen und mit der größten Mühe stottgemachten Fahrzeuge stachen endlich in das stürmische Meer, das sie zu verschlingen drohte. Der Kahn gewann zuerst das Weite. Tamango und Nyche waren in der Schaluppe, die, weil sie schwerer und befrachteter war, beträchtlich dahinten blieb. Man hörte noch von ferne das Klageschrei der am Bord der Brigg Verlassenen, als sich eine Springwelle über die Schaluppe warf und sie mit Wasser füllte. Sie sank ehe noch eine Minute verging. Die Leute im Kahn sahen das Unglück mit an, und verdoppelten ihre Ruderarbeit, um nicht die Schiffbrüchigen aufnehmen zu müssen. Fast alle Leutere ertranken, bis auf ein Duzend von ihnen, das zum Schiff zurückschwamm; Tamango und Nyche waren unter diesen. Bei Sonnenuntergang sahen sie den Kahn am äußersten Rande des Horizonts verschwinden; man weiß nicht, was aus ihm geworden. — Man erlasse dem Schilderer, die Hungersnoth auszumalen, die nun auf dem Schiffe einriß. Zwanzig Menschen, zusammengedrängt auf einem zertrümmerten Schiffe, ein Spiel der Wellen, bald durchnäßt von der Fluth, bald geröstet; vom Sonnenstrahl, stritten sich bei Tag und bei Nacht, um die elenden Reste der Lebensmittel. Jedes Stück Zwieback kostete Blut, und der Stärkere bestrafte mit dem Tode den Schwachen, der sich unterstand, seinen Hunger stillen zu wollen, gleich ihm. Nach wenigen Tagen waren Tamango und Nyche die einzig Lebenden am Bord der „Hoffnung.“

Einst zur Nachtzeit stürmte das Meer und der Wind blies mit Heftigkeit, und die Finsterniß war so stark, daß man vom Steuer nicht nach dem Vordertheil des Schiffes sehen konnte. Nyche lag auf einer Matraze in des Capitains Cajüte und Tamango saß zu ihren Füßen. Langes Stillschweigen hatte zwischen ihnen geherrscht. Nyche rief endlich: „Alles, Tamango, was Du leidest, leidest Du um meinetwillen.“ — „Ich leide nicht;“ antwortete er rauh, und warf ihr

die Hälfte eines Zwiebacks hin, des letzten, den er hatte. — „Behalte das für Dich;“ versetzte sie, den Zwieback zurückweisend. „Ich hungere nicht mehr. Warum auch essen? Ist meine Stunde nicht gekommen?“ Tamango stand auf ohne zu antworten, stieg wankenden Fußes auf das Verdeck, setzte sich neben dem Stumpf des zersplitterten Mastes, ließ sein Haupt auf die Brust sinken, und summete das Kriegslied seiner Horde. Plötzlich drang ein lautes Rufen durch Wind und Meer; es blitzte ein Lichtstrahl auf. Ein großes schwarzes Schiff glitt schnell an der Brigg vorüber, so nahe, daß die Raaen über Tamango's Haupt hinfliegen. Der Neger sah nur zwei Gestalten, beleuchtet von einer am Mast hängenden Laterne. Die Leute riefen ihm noch einmal zu, doch alsobald, vom Sturm hinweggerissen, schoß Licht und Schiff in die Finsterniß und verschwand. Einen Augenblick nachher sah Tamango die Zündflamme einer Kanone, hörte den dumpfen Knall, sah später noch einmal des Geschüzes schwächeres Licht, hörte seinen Knall nicht mehr, und Alles ward still, nichts war mehr zu schauen. Der Sturm hatte die Hülfe verjagt, die den Schiffbrüchigen nahe gekommen war, und am Morgen zeigte sich kein Segel mehr am Horizont. Tamango warf sich wieder auf seine Matraze und schloß die Augen. Sein Weib Nyche war in dieser Nacht gestorben.

Da geschah es, daß eine englische Fregatte, die Bellona, das Wrak eines Fahrzeugs gewahrte, welches in der See schwamm. Eine Schaluppe wurde hingeschickt, und man fand in dem Wrak eine todte Negerrin und einen, mumienartig abgemagerten Neger, der ohne Bewußtseyn, aber noch athmend da lag. Der Schiffschirurg nahm sich seiner an, und als die Bellona zu Kingston landete, war Tamango schon wieder vollkommen gesund. Man fragte nach seiner Geschichte. Er sagte, was er wußte. Die Pflanzler der Insel wollten ihn als einen rebellischen Neger aufhängen; aber der Gouverneur, ein gefühlvoller Mann, fand Tamango's Rechtfertigung in dessen gerechter Nothwehr gegen tyrannische Gewalt; übrigens waren ja die, die er erschlagen, nur Franzosen. Man behandelte ihn also, wie einen, auf einem confiscirten Negerschiff gefundenen Sklaven. Man gab ihm die Freiheit, d. h., er mußte für die Regierung arbeiten, und bekam dafür täglich sechs Pence und die Kost. Der Oberst des 75. Regiments sah einst den schönen Mann und steckte ihn als Symbelschläger unter seine Musikbände. Hier lernte er wohl ein wenig Englisch, sprach aber beinahe nichts, und trank dagegen unmäßig viel Rum und Taffia. — Hierauf starb er an einer Brustentzündung im Hospital.

T h e a t e r b e r i c h t .

Verkauften Sonnabend am 12. d. M. trat Boieldieu's „weiße Frau“ zum ersten Male auf unsere Bühne.

Diese von Castelli nach dem Französischen des Scribe bearbeitete dreiactige Oper, deren dramatischen und musikalischen Werth bereits achtbare Zeitblätter entschieden haben, ist folgenden Inhalts: Georges Brown, ein junger Officier in englischen Diensten, ohne es zu wissen, letzter Erbe des Hauses Avenel, kommt gerade in einem Zeitpunkte nach Schottland, als die gräßlich Avenel'schen Familien-Güter durch deren Verweser Gaveston öffentlich versteigert werden sollen. Gaveston, der durch seine Ränke ein bedeutender Gläubiger derselben geworden war, erblickt sich schon im Geiste als Besitzer der reichen Herrschaften. Der fröhliche, lebenslustige Georges wird von dem biederen Pächter Dickson und seinem niedlichen Weibchen Jenny gastfreundlich aufgenommen. Anna aber, Gaveston's Mündel, erkennt in ihm ihren heißgeliebten Jugendgespielen, Julius v. Avenel; die Volkssage von der weißen Frau, der Beschützerin des Stammes Avenel, benützend, erscheint sie ihm in dieser Maske, und weist ihn zu überreden, der Versteigerung als Theilnehmer beizuwohnen. Mehr zum Scherze, aus jugendlichem Leichtsinne, als im Vertrauen auf des Gastes Zuverlässigkeit, von dessen körperlicher Existenz er sich gar bald überzeuge, tritt Georges in die Zahl der Kauflustigen; die weiße Frau, ihm zur Seite, versprochenemassen in menschlicher Gestalt, ermuntert ihn immer zum Mehrbieten; so wird denn der lächerliche Gaveston zur Verzweiflung und endlich zum Schweigen gebracht, und die herrliche Grafschaft dem unbekanntem Fremdlinge für die ungeheure Summe von 400,000 Pfund Sterling zugeschlagen, welche er des andern Tages entweder bezahlen, oder in den Schuldthurm wandern soll. Um wenigstens die Gunst des Schicksals so lang als möglich zu genießen, läßt sich der neue Guts Herr in sein Besitzthum einführen. Welche Gefühle, welche Erinnerungen aus zarter Kindheit erwachen in seiner Seele! Diese Gegenstände hat er schon früher gesehen; diese Gefänge der ihm huldigenden Landleute haben ihm schon einmal geklungen; diese Melodien schweben dunkel seinem Gedächtnisse vor; der alten Amme Unbilden weckt in ihm schlummernde Empfindungen. Doch wie wird er aus seinen Träumen gerissen durch den Friedensrichter des Glans und seiner Amtsgenossen, welche den Kauflustling in Empfang zu nehmen kommen. Zerträumert sind die Lustschlösser, nichts bleibt ihm übrig, als sein Unerbittliches zu erklären, und den Weg ins Gefängniß anzutreten. Allein, wenn Noth am höchsten, ist Hilfe am nächsten; die weiße Frau erscheint aus dem unterirdischen Gewölbe in dem Auctionssaale; sie bringt ein Kästlein mit Juwelen und Gold in Ueberfluß, und Urkunden, welche die Ansprüche des Julius von Avenel hinreichend beweisen. Der ungläubige Gaveston entreißt der Schattengestalt die verhüllenden Schleier, und sieht sich entlarvt von seiner eigenen Mündel. Nun klärt sich die Geschichte auf. Schon in den ersten Knabenjahren wurde Julius, der letzte Erbsöhling der Grafen Avenel, vermuthlich durch Gaveston's Rabaten, geraubt, nach Frankreich entführt, und dort unter dem Namen Georges Brown erzogen. Seine trostlose Mutter wendete nun das volle Herz ihrer Adoptivtochter Anna zu, die sie schon früh dem Sohne bestimmt hatte. Bekannt mit dem Eigennutze des Vormundes Gaveston, vertraute sie in der Todesstunde alle ererbten Schätze nebst jenen Familiendocumenten, die dem verlorenen Lieblinge beim einjährigen Wintererscheinen sein väterliches Erbtheil sichern könnten, der geliebten Tochter an, und diese führte, wie wir gesehen haben, ihren Plan glücklich aus. Der betrogene Betrüger Gaveston muß gute Miene zum bösen Spiele machen, und dem aus den Wolken gefallenen Laird seine Glückwünsche darbringen; und dieser reißt seiner geliebten Beschützerin Herz und Hand.

Wenden wir uns nun zur Ausführung der Oper, deren Musik als classisch anerkannt, höchst effectvoll und durchaus angenehm ist.

Herr Marschall, erster Tenorist des ständischen Theaters in Grätz, wußte schon bei seinem ersten Auftreten als Artist in der Oper Lantred durch seine schöne Tenorstimme das dieselige Publicum so für sich zu gewinnen, daß er als Georges in der weißen Frau (seinem zweiten Debut) gleich bei seinem Erscheinen mit Applaus empfangen wurde. Und wahrlich! wir wagen nichts, wenn auch wir in die, Herrn Marschall allgemein gezeigten Beifallsbezeugungen einstimmen; denn es muß den Kenner und Nichtkenner angenehm affiziren, eine Stimme zu hören, welche — wenn gleich nicht stark — doch in solchem Umfange, solcher Reinheit und so wohlklingend hier schon lange nicht unsere Ohren ergötzte. Er ließ uns in der weißen Frau das C der dreimal gestrichenen Octave zweimal rein und kräftig vernehmen, und die in der, dem Introduction-Chore sich anschließenden, den Kriegerstand preisenden Arie von diesem Tone abwärts angebrachte diatonische Tonleiter überzeugte uns, wie meisterlich er sich die, Wenigen ohne Hemmung gelingende Verbindung der Bruststimme mit dem Falset eigen gemacht habe. Sein Vortrag, mit den feinsten, oft nur dem Kenner bemerkbaren Nuancen geziert, gehört der besten Schule an, und durch regelmäßig geschlagenen Triller — d. schönste Zierde der Musik — bewies er den hohen Grad der musikalischen Ausbildung.

Die großen Vorzüge seiner musikalischen Leistungen lassen übrigens die weiteren Anforderungen auf Spiel und Declamation leicht vergessen. Seine Verdienste wurden auch von dem Publicum gehörig gewürdigt, und er sowohl während, als am Schluß der Oper stürmisch gerufen.

Dem Henkel d. j. möge es unserer Galtantheit, die wir sonst nie aus den Augen zu lassen gewohnt sind, dießmal zu gute halten, wenn wir des Gastes zuerst erwähnten, und erst jetzt auf sie übergehen. Sie gab den Part der Anna mit dem ihr eigenen Fleiße, und mit ihrer gewohnten Kunstfertigkeit und Präzision. Auch sie wurde während und am Schluß der Oper verdient gerufen.

Herr Conti, (Gaveston) benahm sich mit Anstand, und wußte bei einigen Stellen, die er gut und fest vortrug, sich Beifall zu erringen.

Auch Herr Scutta (Pächter Dickson) ist in musikalischer Beziehung an seinem Platze, was wir jedoch von seinem Spiele leider nicht sagen können, da er den durch seine angeborene Geistesfülle komischen, sonst aber biederen und geradlinigen ehelichen Schotten, in einen albernen Spasmacher travestirte, der durch sein immerwährendes ungezeitiges Lächeln dem Publicum das Beste wegnahmte.

Die Uebrigen trugen ihr Möglichstes zu dem Gelingen dieser bereits dreimal, und zwar das erste Mal bei überdolkem, und zwei Mal bei sehr gefülltem Hause gegebenen und mit entschiedenem Beifalle aufgenommenen Oper bei.

Mit besonders gutem Erfolge wurde der Chör Nr. 2. im ersten Acte, die herrliche Arie des Georges im zweiten Acte, in demselben das wunderschöne Duett zwischen Georges und Anna (diese Hand), welches bei der zweiten und dritten Vorstellung der Oper wiederholt werden mußte, und das Finale (die Lizitation) gegeben, welches viele Schwierigkeiten darbietet, und ein interessantes Specter enthält, worin Herr Conti der Dem. Henkel und Herrn Marschall verdienstvoll zur Seite stand.

Nun ein Wort zum Orchester. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Gesang von der Begleitung nicht gehörig unterstützt, nie die von dem Verfasser beabsichtigte Wirkung hervorbringen könne. Die Begleitung, besonders beim Solo, Duett, Terzet u. s. w. soll nur die ausfüllenden Grundactord zum Gesang säufeln, so daß der letztere immer vorleuchtend dasteht, und nur mit dem Affect des Sängers soll sich das Orchester zu einer rascheren Bewegung und einem stärkeren Ausdruck hürchen lassen. Und selbst bei den ausgezeichneten Fortsetzungen muß Rücksicht genommen werden, daß nicht ein oder das andere begleitende Instrument vorherrschend wird, und sowohl den Gesang deßer, als auch mit den übrigen schwächeren Begleitungs-Instrumenten in ein störendes Mißverhältnis tritt. Diese Grundläse scheinen unserem Orchester nicht hinreichend bekannt zu seyn; denn abgesehen davon, daß die Melodien der mit Solos behetzten Instrumente nicht mit der gehörigen Zartheit und dem Geschmack der Zeit vorgetragen werden, müssen wir oft ein vorlautes Eindringen in die Melodie, oder ein, das ganze Orchester überäubendes Schmettern der Trompeten und Geröde der Pauken vernehmen, wodurch das musikalische Ebenmaß und Gleichgewicht unangenehm unterbrochen wird.

T h e a t e r .

Montag: „Das Rosenbüchchen.“ Herr Marschall wird die Ehre haben seine letzte Gastdarstellung zu geben.